

Veränderung durch geistige Entwicklung

Gedanken zum Tempelglauben • PETER UHLHERR

Jedes Jahr gedenken wir im Juni der Gründung der Tempelgesellschaft. Einer ihrer Gründergestalten war Christoph Hoffmann. Er und seine Gesinnungsfreunde gaben Heimat und bequemes Leben in Deutschland auf, um eine neue Existenz in Palästina aufzubauen – aus einer tiefen Glaubensüberzeugung heraus, einem Vertrauen in Jesu Verkündigung, dass Gottes Reich auf Erden errichtet werden *kann* und *wird*. Hoffmann schreibt in seinem Buch »Occident und Orient« (auf Seite 269-271, gekürzt):

»Unglücklicherweise ist der Mensch so beschaffen, dass der Glaube an das Unsichtbare und Zukünftige nur bei sehr wenigen Einzelnen Wurzel fassen und zu einer wirksamen Macht gedeihen kann. Im Allgemeinen bedürfen die Menschen, um zu einem solchen Glauben zu gelangen, großer sichtbarer Zeichen. Im Volk Israel hat Moses den Glauben an den unsichtbaren Gott nur durch die Wunder der Hinausführung aus Ägypten und der Gesetzgebung am Sinai begründen können. Das Christentum gründete sich auf die Auferstehung Jesu Christi, die seine ersten Jünger in den Stand setzte, das zukünftige Reich Gottes im Geist zu schauen und durch die Kraft des Geistes zum Kampf mit allen Mächten der Welt ausgerüstet zu werden.

So muss auch jetzt der Glaube an die endliche Verwirklichung des Reiches

Gottes durch ein großes Zeichen wieder entzündet werden, weil die Sinne der westeuropäischen Völker durch die Jahrhunderte hindurch infolge wiederholter Täuschungen abgestumpft sind. Das Zeichen, das die Tempelgesellschaft zu tun unternommen hat, besteht in der Hebung des Morgenlandes aus Elend und Verfall zu einem des Menschen würdigen Dasein. Die Errichtung des Tempels in Jerusalem wird das Zeichen und Mittel für die endliche Wiederherstellung des wahren und reinen Christentums auch im Abendland sein.«

Das war das große, umfassende Ziel unseres Gründers. Wenn wir den Erfolg des Wagnisses in Palästina *nach diesem Maßstab* messen wollten, wäre die zwangsläufige Schlussfolgerung, dass in dem umfassenden Sinn dieses große Ziel *nicht* erreicht worden ist. Die Templer hoben sich in einem generell kolonialistischen Zeitalter *nicht* genügend heraus, sie haben die westeuropäische Christenheit *nicht* erneuert.

Das Ziel der »Hebung des Orients« aus seinem Zustand des Verfalls wurde allerdings in einem örtlich begrenzten Umfang erreicht, doch nicht in dem Sinn, wie es der Gründer vor Augen gehabt hatte. Trotzdem wurden Landwirtschaft, Industrie, Handel, Wasserversorgung, Gesundheitswesen, Verkehr und Kommunikation durch die Anwesenheit der Templer in Palästina auf

eine wesentlich höhere Entwicklungsstufe gehoben.

Doch als die Entwicklung einmal in Gang gesetzt war und sich selbst vorantrieb, war eine Förderung nicht mehr länger nötig. Am Ende würde eine solche die Entwicklung des Orients sogar behindert haben, indem sie nämlich ihre Potentiale zum eigenen Fortkommen genutzt hätte. So gesehen, können wir die Templersiedlungen als erfolgreich bezeichnen, *solange sie bestanden*. Aber genau so kann als ein wichtiger Teil ihres Erfolges das Verlassen Palästinas angesehen werden, als sie den unmittelbaren Zweck ihres Dortseins erfüllt hatten.

Sie wären auf Dauer ein Fremdkörper in der orientalischen Gesellschaft gewesen – und würden das immer geblieben sein –, was letzten Endes zu Ressentiments und Ablehnung in ihrer Umgebung geführt hätte. Ein wichtiger Teil des templerischen Beitrags für den Orient war also ihr *Wegzug aus Palästina*, bei dem sie die Früchte ihrer Arbeit zurückließen, damit diese von der neu entstandenen orientalischen Gesellschaft übernommen werden konnten.

Die Zielvorstellungen des Gründers hinsichtlich des Orients sind durch die geschichtlichen Ereignisse inzwischen überholt und für uns heute nicht mehr relevant. Um zu zeigen, was unsere Ziele heute sein sollten, greife ich nochmals zu »Occident und Orient«, wo Hoffmann (auf Seite 271) schreibt:

»Geist und Zweck der Tempelkolonien bestehen vor allem anderen darin,

in ihrer eigenen Mitte die Erkenntnis Gottes und Jesu Christi zu erhalten und zu mehren. Immer wird das geistige Ziel, nämlich Gemeindebildung und Gemeindeleitung, Gottesdienst und Schule das erste und wichtigste bleiben müssen, dem sich die anderen Interessen und Tätigkeiten unterzuordnen haben gemäß der Lehre Jesu: *›Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Übrige alles zufallen‹ (Matth. 6,33).*«

Was wir unserem Gründer schulden, ist, dass wir unser Augenmerk auf diese Lehre richten und auf den Weg, sie im täglichen Leben umzusetzen: durch das *Streben nach dem Gottesreich vor allem anderen* – sowohl im einzelnen Menschen wie auch innerhalb der Gemeinde. Das Gewicht, das wir dieser Idee und der dafür erforderlichen Lebensweise beimessen, ist das, was Hoffmann uns hinterlassen hat.

Es ist nichts Wünschens- und Lobenswertes daran, dass man versucht, Andere zu ändern oder zu beeinflussen. Unser Ziel sollte es sein, *uns selbst* zu ändern. Andere, die empfänglich sind, werden dann durch unser Beispiel ebenfalls dazu motiviert. Obgleich das Ziel des Tempels immer geistig verstanden wurde – und noch immer so verstanden wird –, war der Weg zur Erreichung dieses Zieles – und ist er immer noch – ein praktischer und ein auf dem Boden der Realität gegründeter. Templer leben mit ganzem Herzen in *dieser* Welt, und sie stehen mit beiden Beinen fest auf *dieser* Erde.

Geistige Weiterentwicklung bedeutet *Veränderung*. Eine dauernde wirklichkeitsnahe und praxisorientierte Beschäftigung mit unserem Glauben bedeutet ebenso Veränderung. Es ist wichtig, dass wir offen sind für eine Neuinterpretation der Verkündigung Jesu, dass wir bei ihr den sozialen, medizinischen, naturwissenschaftlichen und ethischen Veränderungen in unserer Umgebung Rechnung tragen. Wenn wir Veränderung ablehnen, lehnen wir damit auch Entwicklung ab – einschließlich unserer eigenen geistigen Entwicklung.

Diese Entwicklung umfasst die dauernde Überprüfung unserer Wertvorstellungen im Licht von Veränderung, Fortschritt und äußeren Gegebenheiten. Unser Erfolg besteht nach meiner Ansicht in unserer Fähigkeit, uns anzupassen und zu verändern. Während einige Kirchen jahrelang über die Rolle der Frau im religiösen Leben diskutiert haben, haben weibliche Älteste in un-

seren Gemeinden Aufgaben übernommen, ohne dass dies auch nur die kleinste Welle geschlagen hätte. Die Tempelgesellschaft hat sich schnell angepasst und in selbstverständlicher Weise den Weg beschritten, der offensichtlich der richtige war. In derselben Weise würde das Gemeinschaftsgewissen der Tempeler, ohne viel Wirbel zu verursachen, auch jede Veränderung ablehnen, die als offensichtlich falsch betrachtet würde. Solange wir das Gottesreich als eine Sache unseres Inneren betrachten, wird unser eigenes Gewissen zusammen mit dem Anderer das Gemeinschaftsgewissen bilden.

Wir glauben an eine *Zukunft*, weil in Jesu Verkündigung das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen aufgezeigt wurde. Das *Reich im Innern* bestimmt auch unser *Leben im Äußeren*. *(Aus einer Gottesdienstsprache in der Tempelgemeinde Bayswater 1991; Dr. Peter Uhlherr ist Ältester in der Temple Society Australia)*

Grenzen überwindender Glaube

Das Beispiel des Hauptmanns von Kapernaum • WOLFRAM ZOLLER

Im ersten Teil der Predigt über Matthäus 8,5-13 (im Mai-Heft) weist der Verfasser auf die im Grund weltgeschichtliche Bedeutung dieses Bibeltextes für die Überwindung von Grenzen aller Art, besonders aber von Religionsgrenzen, hin. Dabei führt er als erstes Merkmal für eine Grenzüberwindung die Liebe an. Im vorliegenden zweiten Teil geht es um die weiteren Elemente der Demut und des Vertrauens.

Grenzen überwindende Demut

Nun muss der heidnische Offizier nicht nur ein liebender Vater, sondern auch ein feinfühligere Mensch gewesen sein.

Das merkt man an seinem Auftreten: er bittet Jesus gar nicht direkt, legt ihn also in keiner Weise fest, sondern schil-

dert ihm nur nüchtern und militärisch knapp den Sachverhalt, wenn dabei auch aus seinen Augen wohl die ganze Herzensverzweiflung spricht: »Herr, mein Junge liegt zu Hause gelähmt und leidet große Qualen.« Welch eine unerhörte Selbsterniedrigung, diesen umstrittenen Rabbi in aller Öffentlichkeit als »Herrn« anzureden und damit seine höhere Autorität offen anzuerkennen! Und welche vornehme Zurückhaltung, Jesus das weitere Vorgehen selbst zu überlassen!

Jesu Antwort ist in unserer Bibel leider wohl nicht zutreffend übersetzt worden: »Ich will kommen und ihn gesund machen«. Das ist dem Buchstaben nach auch nicht falsch. Aber der griechische Wortlaut legt doch eine andere Übersetzung nahe, denn es steht da als erstes Wort ein ungewohntes selbständiges und dadurch ganz stark betontes »Ich«. Dann muss man den Satz wohl als verwunderte Frage lesen – im Urtext gibt es ja noch keine Fragezeichen – und er lautet dann so: »Ich soll also kommen und ihn gesund machen?«, das heißt: ich soll also in ein heidnisches Haus kommen und mich verunreinigen? Welche Zumutung! Jesus zögert also zunächst, denn – das wissen wir aus anderem Zusammenhang im Neuen Testament – er sah sich allein zu Israel, zu seinem eigenen Volk, gesandt.

Offensichtlich hat der Hauptmann durchaus Verständnis für Jesu Bedenken, aber seine verzweifelte Liebe lässt sich dadurch nicht entmutigen. Er fin-

det vielmehr einen Ausweg für Jesus, der es ihm erlaubt zu helfen, ohne sich zu verunreinigen: »Herr (nun zum zweiten Mal!), ich bin nicht würdig, dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Junge gesund!« Dein bloßer Befehl genügt also! Welch eine zarte Rücksicht diesem jüdischen Rabbi gegenüber! Und welch ein bescheidenes Sich-Zurücknehmen gegenüber diesem Mann des Geistes und der Gottesmacht! Und welch ein feinfühliges Sich-Hineinversetzen in die Lage seines Gegenübers, um ihm einen Gesichtsverlust zu ersparen und ihm dennoch die Gelegenheit zum Helfen zu geben!

Ich weiß kein besseres Wort, um diese Haltung des Hauptmanns auf den Begriff zu bringen, als die altmodische und heute missverständlich gewordene Bezeichnung *Demut*. Genau diese Art Demut ist das zweite Merkmal im Glauben dieses Mannes, der damit Grenzen überwindet. Nur wer sich selbst zurücknehmen kann, ohne sich dabei selbst aufzugeben, wird Wege über Grenzen finden und Brücken bauen können über Abgründe hinweg.

Das gilt ganz besonders heute für den Dialog zwischen den Religionen. Vor wenigen Tagen habe ich wieder an einem regelmäßigen Rundgespräch zwischen interessierten Christen und Muslimen teilgenommen, und jetzt findet in Stuttgart sogar ein gemeinsames christlich-muslimisches Gebet für den Frieden statt. Ich kenne sehr wohl all die kritischen Bedenken gegen sol-

che Unternehmungen, die meist von Menschen kommen, die noch nie eine intensive Begegnung mit Muslimen erlebt haben. Ich kenne aber auch gerade solche echte Begegnungen, in denen man aufeinander hört und sich gegenseitig zu verstehen sucht, wo man es unternimmt, sich in das Denken und Empfinden des Anderen hineinzusetzen und wo man zunächst einmal

eben diese Demut des Sich-Zurücknehmens übt, ohne dabei die eigene Identität zu verleugnen und den eigenen Glauben preiszugeben. Nur so entsteht ein Zutrauen zueinander, ohne das es keinen echten gegenseitigen Austausch geben kann, der doch für den Frieden auf unserem Planeten immer mehr überlebensnotwendig wird.

Grenzen überwindendes Vertrauen

Aber nun tritt noch ein drittes Element im Glauben des Hauptmanns hinzu, und zwar das entscheidende, das Jesus zugleich verwundert und überzeugt. Es ist das Wunder eines unbeugsamen Vertrauens auf die grenzüberwindende göttliche Macht, die Jesus vertritt. Dabei geht dieser Mann des Militärs von seiner eigenen Erfahrungswelt aus: »Auch ich bin ein Mensch, der einer übergeordneten Befehlsstelle untertan ist, und habe meinerseits Soldaten unter mir, also Befehlsempfänger. Wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er, und zu einem andern: Komm her!, so kommt er, und zu meinem Sklaven: Tu das!, so tut er's.« Mehr sagt er nicht – die Konsequenz seiner Sätze überlässt der Hauptmann Jesus, aber sie ist klar genug: auch du stehst unter einer höheren Befehlsinstanz, ja der höchsten denkbaren, und nach allem, was ich von dir gehört habe, ist dein Gott ein menschenfreundlicher, erbarmender Gott, der keine Grenzen kennt, dem aber doch alle Macht der Welt zu Eigen ist. Wenn das wahr ist, dann kann es

doch nur im Sinn deines Gottes sein, wenn du über alle Grenzen hinweg ein Befehlswort sprichst, und es wird geschehen, was du willst, weil es deines Gottes Wille ist! Also: »Sprich nur ein Wort, so wird mein Junge gesund!«

Dieses Vertrauen trifft Jesus ins Herz. Er fühlt sich von diesem Heiden im Innersten erkannt und verstanden, besser als er je in seinem eigenen Volk erkannt und verstanden worden ist. Dieser hat begriffen: wenn beim Gott Jesu keine Grenzen zu den Aussätzigen und Zöllnern gelten, weil er ein Gott der Liebe ist, dann muss bei ihm auch die Grenze zu einem Heiden nicht gelten, so wahr er der Gott der ganzen Welt ist. Und vielleicht hat der Hauptmann sein Gegenüber tatsächlich sogar besser verstanden, als Jesus sich in diesem Augenblick selber verstand, und hat ihm damit eine Perspektive in die Zukunft eröffnet. Das würde die ungewöhnlich hohe Anerkennung durch Jesus erklären, dass er solchem Glauben in seinem eigenen Volk bisher nicht begegnet sei. Und so kann er auch gar

nicht anders, als nun seinerseits die Grenze zu überschreiten, weil der Glaube dieses Mannes sie bereits wegge-

räumt hat: »Geh hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Junge wurde gesund in derselben Stunde.«

Offen für alle

Beide, Jesus und Hauptmann, haben in dieser Begegnung ihre je eigene Identität bewahrt und haben sich doch beide auf einem gemeinsamen höchsten Nenner gefunden als Söhne des einen erbarmenden Gottes, der keine Opfer braucht, um grenzüberschreitend handeln zu können – das Vertrauen genügt. Daher brauchen wir uns nicht zu verwundern, wenn die Jesusbewegung nach dem Märtyrertod des Herrn dieses keimhafte Erbe in die Weite des Römischen Reiches hinein sich entfalten ließ und die Grenzen der jüdischen Religionsgemeinschaft aufgesprengt hat zu einer Reich-Gottes-Gemeinde, die prinzipiell für alle offen ist. Dass dann die Kirchengeschichte später eine ganz andere Richtung genommen hat, eine Wende zurück zum alten Muster der Abschottung, Grenzpfahl-Einrammung und Vereinnahmung des Andern, das steht leider auf einem anderen Blatt

und beweist nur, wie nötig wir es haben, uns immer wieder neu auf den Ursprung des Evangeliums zu besinnen.

Der Glaube des Hauptmanns und die Reaktion Jesu sind jedenfalls ein Muster für das Zusammenleben in einer neuen entgrenzten und menschlich globalisierten Welt nach dem Willen Gottes. Unsere Geschichte weist uns dazu den Weg über die Schritte der engagierten Nächstenliebe, der echten Demut und des beharrlichen Vertrauens auf den Gott, vor dem keine menschlichen Grenzen gelten. Wo das geschieht, geschieht das wahre Wunder der Grenzüberwindung. Aber dann mag es im Gefolge auch zu jenem anderen Wunder kommen, zur Entbindung der heilenden Gotteskräfte, wie sie der Hauptmann und Vater in unserer Geschichte an seinem Jungen erfahren hat.

Aus: »Freies Christentum«, Nr. 2/2003

ZUM JAHR DER BIBEL

Ein Stachel im Fleisch

Plädoyer für ein aufgeklärtes Christentum und für die historisch-kritische Erforschung der Bibel • JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Auch wenn man sich längst an die historisch-kritische Erforschung der Bibel gewöhnt haben mag, sie hat immer noch etwas Schockierendes an sich. Sie bleibt ein Stachel im Fleisch. Was

aufgeklärte evangelische Theologen des 18. und 19. Jahrhunderts begannen, ist religionsgeschichtlich einzigartig. Nirgendwo sonst haben berufene Ausleger das heilige Buch ihrer Religion

einer so radikalen Wahrheitsprüfung unterzogen. Muslimische oder jüdische Schriftgelehrte wären zu Vergleichbarem weder fähig noch bereit, ebenso wenig wie die Theologen der meisten anderen christlichen Konfessionen.

»Historisch-kritische Methode« – das klingt nach nüchterner Universitäts-theologie und bezeichnet doch eine Revolution. Denn sie ist »ein Sauerteig, der alles verwandelt und der schließlich die ganze bisherige Form theologischer Methoden zersprengt« (Ernst Troeltsch). Die biblische Metapher beschreibt eine Umkehrung der bisherigen Begründungsverhältnisse: Nicht mehr die Schriftgemäßheit garantiert die Wahrheit einer Glaubensaussage. Eine Lehre wird nicht mehr deshalb als christlich angesehen, »weil sie in der Schrift enthalten ist, da sie doch vielmehr in der Schrift enthalten ist, weil sie zum Christentum gehört« (Friedrich Schleiermacher). Als theologisches Kriterium ersetzt jetzt die historisch-systematische Bestimmung des »Wesens des Christentums« die alte Lehre von der Heiligen Schrift.

Auch an der historisch-kritischen Methode ist der deutsche Protestantismus in zwei Teile zerbrochen. Troeltsch hat sie als Alt- und Neuprotestantismus bezeichnet. Damit hat er die epochale Bedeutung dieser Spaltung auf den Begriff gebracht, allerdings den Eindruck erweckt, es handle sich hier um ein zeitliches Nacheinander. Doch der »Altprotestantismus« ist keine nur vormoderne Größe. Es gibt ihn immer

noch und er besitzt seine eigene Modernität. Es wäre darum besser, von »dogmatischem« und »aufgeklärtem« Protestantismus zu sprechen. Der dogmatische Protestantismus hat unterschiedenen Widerstand gegen die Bibelkritik geleistet und damit in Kirche und Theologie die Meinungsführerschaft behauptet. Der aufgeklärte Protestantismus ist stets eine Minderheitenposition geblieben.

In der Tat, der dogmatische Standpunkt hat einiges für sich. Er stellt gewichtige Fragen: Führt die kritische Bibelexegese nicht zu rein negativen Ergebnissen? Zerstört sie nicht das Fundament für die Gewissheit und damit für den Glauben? Öffnet sie dem Subjektivismus des Auslegers nicht Tor und Tür? Und kann es ihr je gelingen, inhaltliche Übereinstimmung und kirchliche Gemeinschaft herzustellen?

Damit sind zentrale Probleme liberaler Theologie genannt. Dennoch bleibt die historisch-kritische Methode ein schlichtes *Gebot intellektueller Redlichkeit*. Auch müssen sich die Vertreter des dogmatischen Protestantismus fragen lassen, ob sie die Bibel nicht funktionalisieren. Tut man der Bibel nicht Gewalt an, wenn man sie zum papierenen Papst kürt? Wer ihre absolute Geltung behauptet, tut der dies nicht zu dem Zweck, um eigene Autoritätsansprüche durchzusetzen? Zudem ist die dogmatische Methode kein Schutz vor Beliebigkeit und Subjektivismus. Auch sie unterliegt der Notwendigkeit zur Deutung. Sie muss die

Mitte und das Wesen aus der Fülle der biblischen Schriften herausarbeiten. Und das geht nur unter Einsatz der eigenen theologischen Existenz.

Der gravierendste Mangel der dogmatischen Methode aber ist ihre Sterilität. Es erscheint paradox und ist doch eine häufige Erfahrung, dass diejenigen, die am stärksten die Heiligkeit der Schrift beschwören, am wenigsten mit ihr anzufangen wissen. Ihr Biblizismus erschöpft sich in der formalen Behauptung theologischer Absolutheit, aber er eröffnet keinen Zugang zu den Fragen und Einsichten konkreter biblischer Texte. Orthodoxe Bibelapologeten verharren meist im Allgemeinen und bleiben wortreich sprachlos vor dem einzelnen Text, seinen Problemen und Perspektiven stehen.

Die exegetische Sterilität der dogmatischen Methode ist allerdings nicht nur ein akademisches Problem, sondern betrifft auch die kirchliche Praxis und religiöse Kultur. Bekanntlich herrscht gegenwärtig eine große Bibelvergessenheit. Eine PISA-Studie in Sachen Bibelkunde würde desaströse Ergebnisse zeitigen. Daran dürfte weniger die kritische Bibelforschung schuld sein, denn sie ist auf Gemeindeebene nie oder nur in homöopathischen Dosierungen angekommen. Dort herrscht zwar keine stolz-offensive Bibelgläubigkeit wie in Amerika, wohl aber ein schüchtern-hartnäckiger Gewohnheitsbiblizismus. Und gerade dieser ist eine der Ursachen für das allgemeine Desinteresse an der Bibel, umgibt er

die Bibel doch mit einem Geruch des amtlich Dekretierten, mit einer Aura aus Weihrauch und Kirchenmuff, die nicht einmal mehr zum Protest, sondern nur noch zu instinktivem Gähnen reizt. Ein Buch, von dem immer schon gilt, dass es doch Recht hat, kann niemanden mehr überraschen.

Es wäre nicht der schlechteste Vorschlag für das »Jahr der Bibel«, wenn man aufhörte, ängstlich ihre Heiligkeit zu verteidigen. Denn wer dies tut, verpasst das Eigentliche. Er umwickelt die Bibel mit dogmatischen Behauptungen wie mit Bandagen, um sie zu stützen und zu schützen, und bemerkt nicht, dass er sie dabei einschnürt und mumifiziert. Das Eigentliche der Bibel aber liegt nicht in ihrem dogmatischen Wert, sondern in ihrer Funktion für das religiöse Leben. Sich auf diese Funktion zu konzentrieren, müsste ein gemeinsames Anliegen aufgeklärter und dogmatischer Protestanten sein. Denn großartig und bewegend waren nicht die Lehren über die Schrift, sondern die Geschichten ihrer Wirkungen. Die Schrift ist nicht ihrem Wortbestand nach heilig. Der Buchstabe tötet vielmehr Vernunft und Glauben. Die Bibel ist nicht heilig an sich, sondern weil Menschen durch sie Erfahrungen des Heiligen machen. Insofern ist das protestantische Christentum gerade keine Buchreligion, wohl aber eine Religion geisterfüllter Leseerlebnisse.

Aus: »Zeitzeichen« Nr. 1/2003; der Verfasser ist Pastor in der Nordelbischen Kirche